Usinger und Schiebelhuth

Von

Carl Zuckmayer

Die Situation der neueren deutschen Lyrik ist schwer zu bestimmen. Auf der einen Seite gibt es eine ganze Menge lyrischer Talente oderHalbtalente, ja wirklich Unzählige, denen dann und wann ein guter Vers gelingt, ohne daß doch die Notwendigkeit, der Zwang, aus dem sich ihnen das Wort erschließt, sichtbar würde. Auf der anderen Seite erkennen wir, abseits der paar großen einmaligen Erscheinungen, die schon fast Überlieferung sind, nirgends das Heranwachsen eines wahrhaft bedeutenden lyrischen Werkes, nirgends die Ansätze zu großer, gesammelter Schau, Berufung und Bildnerschaft.

Talent an sich ist in einer literarisch so überfütterten und gleichzeitig so physiognomielosen Epoche kein Kriterium. Es gibt so viele junge Leute, die Talent genug haben, in einer der gangbaren literarischen Modeformen Erträgliches auszudrücken. Der hunderttausendste Rimbaud-Nachfühler ist sicher schon irgendwo gedruckt worden. Aber es ist bei formbegabten jungen Menschen auch nie sicher, ob nicht hinter der angenommenen Gebärde Eigenes, Wesenhaftes steckt, das ihnen nur selbst noch nicht aufgegangen ist. Es müßte schon einer die Fähigkeit des Wünschelrutengängers haben, um aus der Armee dieser Pioniere, denen sich das Verhau der Sprache allzuleicht ergibt, die wahrhaft Geführten und künftig Führenden zu sondern. Wem so sehr die Lyrik, das deutsche Gedicht, dieser kristallklare Kern, dies ewig wandelbare Luftgebilde, dieser fliegende Schaum und dieser goldschwere Niederschlag unserer Sprachseele, am Herzen liegt, daß er nach jedem Kalenderspruch hascht, der muß sich, will er Frucht und Kern in seine Scheuer tragen, an das halten, was schon ausgeschlackt, schon abgeflackert, schon vom ersten Schlammbad gereinigt, in seiner Eigenform erkennbar ist: an Gekonntes. An Gestaltetes.

Die beiden Bücher, die ich empfehlen will, sind beide im „Darmstädter Verlag" erschienen, einem kleinen eifrigen Unternehmen, das, unabhängig von Modeströmung und Marktbedürfnis, den Ehrgeiz hat, der Dichtung zu dienen. *Das Wort* von *Fritz Usinger* ist ein schmaler schwarzer Band, nicht der erste dieses unbekannten, ernst schaffenden Dichters, von dem eine erkämpfte Klarheit, eine schlichte und doch gehobene, oft fast sakrale Haltung, ein Wille zur großen Form und eine tiefe, wissende Bescheidung vor der Größe der Form ausgeht. *Die Schalmei vom Schelmenried* von *Hans Schiebelhuth* ist ein schönes, weiträumiges Buch, in großer Antiqua gedruckt und mit ungemein reizvollen, romantischen Farbzeichnungen von Alfred Kubin geschmückt. Eines jener Bücher, die schon beim Anschauen oder Anfassen ein gutes freudiges Gefühl wecken, dabei ohne Prätention, ohne Privat-Druck-Allüren, in der äußeren Form seinem Gehalt entsprechend. Es enthält nur drei ausführliche, episch angelegte Gedichte: Hexenhochzeit, Frohvogel, und den Gesang vom großen Schlafdieb, das letzte eine ebenso heitere, witzige, wie lyrisch blühende Romanze. Für mich ist das mittlere, der Frohvogel, eines der schönsten, rührendsten, trostvollsten Gedichte, die ich seit langem las. Während Schiebelhuth in diesem Buch eine sehr wohlgelaunte, sehr menschliche, sehr kunstvolle Kammermusik erklingen läßt, beschwört Usinger die Vox Coelestis, die große Orgelstimme, den mythischen Himmelswind, um dann wieder die Nähe, die Dichtigkeit, die Lebenswärme und die einfache Gestalt des echten Liedes zu finden:

Im Licht die Grillen zirpen schrill,
Das Korn wellt vor dem Wind.

Und auf dem Anger sitzen still
Die Gänse bei dem Kind.

Ich schließe diesen Zeilen die Bitte an — an alle, denen die Sprache noch mehr bedeutet als ein Verständigungsmittel — diese Gedichtbücher, die außer der Reihe stehen und, bar aller Sensationen, wenig Aufsehen erregen werden, zu lesen und zu lieben.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id355966999-19330400/70 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG UNIVERSITÄT ERFURT